

Nekr B 264

Zur Erinnerung an

Helen Burckhardt-Grossmann

3. Juli 1903 – 20. Februar 1997



G 9P-4750250



Trauer Gottesdienst

für Frau Helen Burckhardt-Grossmann gehalten von Frau Pfr. Margrith Conrad in der Kirche Balgrist am 27. Februar 1997.

Orgeleingangsspiel

Herr, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt erschaffen wurde, bist **du, Gott**, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der du die Menschen lässt sterben und sprichst: Kommet wieder, Menschenkinder, denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.

So sei jetzt Gnade mit uns und Friede von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus.

Liebe Angehörige, Verwandte, Bekannte und Freunde von Helen Burckhardt, unter dieser Zusage sind wir zusammengekommen, um Abschied zu nehmen und für das Leben von Helen Burckhardt zu danken. Helen Burckhardt-Grossmann wurde am 3. Juli 1903 geboren. Sie wohnte an der Bergheimstrasse 4, hier in Zürich. Sie starb am 20. Februar in ihrem vertrauten Heim an der Bergheimstrasse, und ihre sterbliche Hülle wurde in Basel auf dem Wolfgottesacker am Dienstag beerdigt.

Eine Stimme schweigt. Ein Mensch, der da war, ist so nicht mehr. Sie braucht sie nicht mehr. Zu Ende ist die Arbeit, die Last und die Freude dieses Lebens. In den Psalmen bekennen Menschen ihr Vertrauen zu Gott: Worte, geformt durch die Erfahrungen, geworden

durch Liebes und Leides hindurch – Worte, die zur Herberge werden können, Raum geben können für unser Erleben.

Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, der ewig Treue hält und nicht fahren lässt das Werk seiner Hände, Helen Burckhardt nicht und uns auch nicht. Das Geschehen, mit dem wir konfrontiert werden, hat seine Schatten voraus geworfen; und doch kam der Abschied plötzlich, leise, fast im Vorübergehen wurde sie aus diesem Leben abberufen. Ein Mensch, der da war, ist so nicht mehr. Das bedeutet Lücke, Leere und Entlastung zugleich. Viel vermag ein solches Geschehen auszulösen: Gedanken kommen und gehen, Augenblicke, die reich und schön waren, und vielleicht auch Stunden, die leer blieben. Alles bekommt eine neue Prägung, weil nichts mehr verändert werden kann. Mit diesem unserem Erleben wenden wir uns Gott zu.

Gebet

Herr Jesus Christus, du hast gesagt, wenn ihr betet, dann kommt und sagt: Vater. So sind wir jetzt da, du unser Vater, du Geber des Lebens. Wir danken dir für das Leben von Helen Burckhardt. Unsere Gedanken kommen und gehen. Du weißt, was es jedem einzelnen bedeutet, dass Helen Burckhardt gelebt hat, teilgenommen hat am Ergehen, mit dabei war im Wechselspiel von Schatten und Licht. Diese Zuversicht, dass wir getragen sind von deiner Liebe, verspüren wir jetzt vielleicht nicht alle. Uns gelingt es nicht immer, aus diesem Vertrauen heraus zu leben. Aber wir sind da, bewegt und berührt vom Leben und Sterben von Helen Burckhardt.

Wir bedenken vor dir, wofür wir zu danken, was wir für unser Leben zu bewahren, aber auch, was wir stehen zu lassen und zu vergeben haben, und das, was wir versäumt haben und wo wir schuldig wurden.

In der Stille bringen wir dir das, was uns ein persönliches Anliegen ist.

Dir, deiner zurechtbringenden Liebe, anvertrauen wir Helen Burckhardt. Du nimmst nicht alles zurück. Du lässt das, was in den Begegnungen hin und her geworden ist. Lass uns daran weiterwirken, uns zur Kraft und dir zur Ehre. Amen.

Lied 373, 1, 5, 8 «Ich bin ein Gast auf Erden»

Lebenslauf

Musik

Im Gedenken an die Verstorbene und im Denken an uns verlese ich nun zwei Texte, zuerst ein paar Strophen aus einem Gedicht von Ernst Ginsberg:

Nun wird es Zeit zu danken,
eh' Herz und Auge bricht,
für alle Gottesgaben,
für Leben, Luft und Licht.

Zu danken für die Enkel;
wie blüht das Leben fort.
Wie mir, sei Gott euch gnädig
an jedem Lebensort.

Zu danken für die Tränen
des Lachens wie der Not.
Die Not, ach bittre Speise,
das Lachen, gut wie Brot.

Nun wird es Zeit zu danken.
Das Wort vermag es nicht;
doch du nimmst die Verstumme,
Herr, wortlos heim, ins Licht.

Der Apostel Paulus hat seiner Gemeinde in Korinth auf die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Tod und Auferstehung folgende Worte geschrieben:

«Was wir in die Erde legen, hat den Tod in sich. Was aber aufersteht, ist von einer Art, der der Tod nicht anhaben kann. Was wir in die Erde legen, ist wertlos geworden. Was erweckt wird, ist von herrlicher Schönheit. Was wir begraben, ist am Ende seiner Vitalität. Was auferstehen wird, ist von herrlicher Schönheit, hat die Lebenskraft Gottes in sich. Wir begraben einen Leib, der durchdrungen war vom Leben der Seele, Gott aber wird einen Leib schaffen, der durchdrungen ist von seinem Geist. Und darauf bauen wir. Hier auf dieser Erde haben wir das Bild und die Gestalt des irdischen Menschen getragen. In der Auferstehung werden wir das Bild und die Gestalt des himmlischen Menschen gewinnen, das Bild Gottes.»

Helen Burckhardt hatte einen besonderen Zugang zu Liedern von Paul Gerhardt. So singen wir noch einmal ein Gerhardt-Lied,

Lied **275, 1, 4, 8**, «Befiel du deine Wege».

Liebe Anwesende,

ein langes Leben hat seinen Abschluss gefunden in dieser Zeit. Fast ein Jahrhundert lang unterwegs zu sein, was galt es da alles zu verarbeiten. Wie viele Eindrücke, wie viele Umstellungen und Veränderungen gab es da zu bewältigen. Denken wir an die entbehrungsreichen Kriegsjahre, an die Zeit der Hochkonjunktur, an technische Entwicklungen, an all' die Veränderungen, die auch unsere Stadt formen und prägen.

So hat Helen Burckhardt fast ein Jahrhundert lang Geschichte mitgeschrieben. Einmalig ist jedes Leben, einmalig auch, wie ein

Mensch das, was er erlebt, ausdrückt, gestaltet und weitergibt. Und jedesmal, wenn wir etwas von dieser Einmaligkeit eines Menschen wahrnehmen, ist das ein Geschenk. Neben das bewegte Leben von Helen Burckhardt stelle ich nun ein Wort aus Psalm 52 und das Wort, das Sie zusammen mit der Nachricht vom Tod erreicht hat aus dem Buch der Offenbarung. Zuerst das Psalmwort: «Ich aber bin wie ein grünender Ölbaum im Hause Gottes. Ich verlasse mich auf Gottes Gnade.»

So versteht also der Beter hier im Psalm sein Leben: Getragen und genährt ganz umsonst von dem, was ihm geschenkt zukommt. Der Baum ist seit Urzeiten ein Symbol für das menschliche Leben, mit seiner Verwurzelung, mit seiner Standhaftigkeit in Wind und Wetter und mit der Selbstverständlichkeit, wie Blätter und Früchte werden – mindestens von aussen gesehen – fast selbstverständlich. Der Baum, auch ein Symbol dafür, dass wir trotz allem Verstehen und Begreifen letztlich doch vor einem wunderbaren Kunstwerk stehen, in dem es immer wieder Neues zu entdecken gilt. Was wir verstehen und erfassen vom Leben eines vertrauten Menschen und auch von unserem eigenen Leben – bleibt irgendwie immer stückwerkhaft. Jedes von uns ist letztlich auch ein Geheimnis. Bleibt vieles zu entdecken bis zu unserem allerletzten Tag, für uns selber – nach innen und aussen – und auch für die, die uns begegnen und begleiten. Der Baum ist ganz Baum, solange seine Wurzeln Nahrung finden; so lange auch wird seine Ausstrahlung spürbar, und in seinem Schatten kann es einem wohl sein. Der Wurzelgrund, der uns Menschen trägt, reicht auch durch die Wand des Todes, Gottes Gnade, die am konkretesten wurde in Jesus Christus, trägt auch dann, wenn wir unsere Wurzeln endgültig herauslösen müssen. Dem Wurzelgrund von Gott bereitet und genährt anvertrauen wir Helen Burckhardt. Uns ist noch geschenkt und manchmal auch zugemutet – zu suchen, stand zu halten und dem, was reift und wächst, Raum zu geben.

Helen Burckhardt hat wohl viele Zusammenhänge über Werden, Wachsen und Vergehen aus der Pflanzenwelt entziffert. Und sie verstand es, die Gaben ihrer Kinder und Schüler zu fördern und selber Lernende zu bleiben bis ins hohe Alter. Sie wusste sich einzusetzen,

und sie verstand auf ihre Weise, die Zeit in den Bergen zu geniessen, wusste sich Freiräume zu gestalten und sich abzugrenzen. Sie gab Nachhilfestunden, wie wir gehört haben, damit das, was an Gaben in den Kindern angelegt war, auch zur Entfaltung gebracht werden konnte. Und sie besuchte selbst Englischkurse bis ins hohe Alter und blieb so Lernende.

Der Beter umschreibt den Wurzelgrund, aus dem sein Leben wächst und sich entfaltet, mit dem Wort *Gnade*. Gnade, ein grosses Wort, ein lebenswichtiges Wort, ein abgegriffenes Wort auch. Auf Gnade ist angewiesen, wer nicht sich selber genügt. Auf Gnade ist angewiesen, wer weiss, wie es ist, wenn er oder sie in Ungnade fällt. Auf Gnade ist angewiesen, wer an den eigenen Grenzen steht und sich daran vielleicht sogar verletzt. Auf Gnade sind wir Suchenden und Satten, wir Unzufriedenen und Genügsamen, wir Frohen und Traurigen angewiesen. Auf Gnade sind wir alle angewiesen, im Leben und im Sterben und im Tod – ob wir das wissen oder nicht.

Und nun jenes andere Wort, das auf der Todesanzeige stand: «Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.»

Zunächst ist dieses Wort an eine Gemeinde in Bedrängnis gerichtet, ein Aufruf, nicht aufzugeben, durchzuhalten gegen alle äussere und innere Not und Bedrängnis. Daran festzuhalten, dass Gott ein Gott des Lebens ist, dass sein Ja trägt im Hier und Jetzt, im Leben und im Sterben.

Ein Dichter umschreibt diesen Gnadengrund mit folgenden Worten:

Ostern ist immer. Es lebt auch im Aufschrei: «Warum, Gott, verlässt du mich?»

Denn wo du dein Kreuz trägst, ist Gott auf dem Wege und sucht und findet dich.

Ostern ist immer, wo du aus dem Dunkel mit Jesus auferstehst.

Das Wort schafft das Wunder, dass du, der nie Zeit hast, nicht mit der Zeit vergehst.

Ostern ist immer, an jedem Tag, den Gott erwachen lässt.

Das Leben ist Gnade. Wenn du dich ihm öffnest, macht Gott es dir zum Fest.

Helen Burckhardt wusste, was in treuer Verbundenheit wachsen kann an Lebendigkeit und Freude, an Zuverlässigkeit, die trägt. Da waren Freundschaften, die sie trugen und in denen sie mitrug, Freundschaften aus frühester Kindheit bis ins hohe Alter. Da war die Zuverlässigkeit und Verbundenheit in der Partnerschaft und in der Familie. Da war die treue Anhänglichkeit der Enkel. Da war das treue Begleiten von Ihnen, Herr Burckhardt, und allen, die Ihnen geholfen in der letzten Zeit des Schwächerwerdens bis zum allerletzten Tag. Solche Treue macht unser Leben reich und stark. Solche Treue hilft uns, der Treue Gottes zu vertrauen und seiner kreativen Liebe. Dieser Treue und diesem Vertrauen ist Helen Burckhardt wohl auch immer wieder in den Liedern und Gedichten von Paul Gerhardt begegnet, etwa im Vers:

Wenn ich einmal soll scheiden, so scheid nicht von mir;
wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein,
so reiss mich aus den Aengsten kraft deiner Angst und Pein.

So ist dieses Wort «Sei getreu bis in den Tod, ich will dir die Krone des Lebens geben» auch ein Aufruf und ein Vermächtnis an uns, denen das Leben in dieser Zeit weiterhin geschenkt und anvertraut ist, ein Aufruf, im Wechselspiel von Schatten und Licht der Treue Gottes zu vertrauen und dem Leben auf der Spur zu bleiben. Ja, dem Leben Raum zu geben in uns drin und um uns herum. Denn das volle Leben ist uns anvertraut – jetzt schon und am Ende der Zeit; an uns, es wahrzunehmen, auch gegen Widerstand. Amen.

Musik

Gebet

Lieber Vater, wir danken dir, dass du uns in Jesus Christus begleitest in aller Vergänglichkeit, die wir an uns tragen und die uns umgibt. Lass uns die Zeit, in der wir leben, nicht aus den Augen verlieren. Wir bitten dich um ein festes Herz, das alle Tage Grosses von dir erwartet. Unser Vater ...

Segen

Wer hofft, ist nicht von gestern. Wer Liebe wagt, lebt morgen; und Gott wird unser Leben täglich aufs neue erfüllen.

Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig, der Herr wende sich zu dir und schenke dir und allen Menschen seinen Frieden, Amen.

Orgelspiel

Erinnerungen von Helen Burckhardt-Grossmann

Meine Eltern, Carl und Elisabeth Grossmann-Jacob, beide aus St.Gallen, hatten fünf Kinder: vier Mädchen und einen Sohn. Ich war das jüngste Kind und wurde am 3. Juli 1903 an der Asylstr. 35 in Zürich Hottingen geboren. Diese Liegenschaft hatten die Eltern von Dr. Bircher erworben, dem Erfinder des Birchermüesli. Er hatte das Haus als Klinik bauen lassen, es war aber bald zu klein geworden. Ich habe dort bis zu meiner Heirat gewohnt. Das Haus hat in jedem Stock einen Balkon – derjenige im Dachgeschoss ist zwar klein, aber ich habe oft dort gegessen, denn ich bewohnte etwa 29 Jahre lang das oberste Balkonzimmer (mit Unterbrüchen in Genf und England). Durch das Laub der immer höher wachsenden Birke sah man kaum hindurch, und jenseits der Strasse standen die schönen Buchen des «Wäldlis», die auch heute noch einen Teil des Altersasyl-Areals bilden, das der Asylstrasse den Namen gegeben hat. Wir hatten durch das «kleine Gartentörli» einen direkten Zugang zur Wäldlistrasse und so einen abgekürzten Weg zum Ilgenschulhaus. Auf der Wäldlistrasse schlittelten wir als Kinder, und der Milchmann liess dort immer Pferd und Wagen stehen, bis er die umstehenden Häuser bedient hatte. Auch gab es damals noch eine Tramhaltestelle «auf Verlangen, Wäldlistrasse», obschon die Endstation Römerhof ja nicht eben weit weg lag. Als sie später (etwa nach oder während des ersten Weltkriegs) abgeschafft worden war, «sprangen» Papa und die älteren Geschwister jeweils bei der Klinik Dr. Huber «ab», denn das Tram fuhr dort etwas langsamer, während es den Rank zur Endstation am Römerhof (vor der Dolderbahn) nahm (Und damals fuhr das Tram natürlich einewäg gemütlicher!). Das Haus Asylstr. 35 ist in unverputztem Backstein gebaut, mit einer «Zinne» zum Wäschehängen (wo wir sonnen-badeten, mit Vorhang) und grauem Schieferdach. Nach Mamas Tod verkauften wir es. Seither ist es eine kleine Maturaschule, die «Schule zum Römerhof». Mein Vater war Direktor der Transportversicherungsgesellschaft «La Neuchâteloise». Die Direktion war auf seinen Wunsch, so-

lange seine Tätigkeit dauerte, nach Zürich verlegt worden. Die Geschäftssprache war auch in Zürich Französisch.

Der Freund meiner frühen Jugend war Marco, ein Bernhardiner. Er hatte immer Zeit für mich, was man sonst von niemandem im Haus sagen kann. Und er war ganz lieb zu mir, er liess sich streicheln, so viel ich wollte. Eine Zeitlang – ich war zwischen drei und vier Jahre alt – musste ich frisch ausgepressten, rohen Fleischsaft zum Znüni trinken; Marco bekam dann das trockene Fleisch, und ihm war viel mehr an dem Znüni gelegen als mir. Wir speisten beide in der Küche, aber sein eigenes Haus stand im Garten. In den Zimmern wurde er nicht geduldet, nur im Gang. Zur Hauptsache lebte er aber im Garten, resp. im Hundehaus. Sein Tod war der früheste grosse Kummer, an den ich mich erinnern kann. Er starb ganz plötzlich, und der Tierarzt glaubte, er sei vergiftet worden. Es war meine erste Erfahrung mit dem Tode. Einige Monate später, im Sommer 1907, erkrankte ich an Kinderlähmung; es war ein leichter Fall, nur ein Muskel am linken Bein war gelähmt. Als ich wieder fieberfrei war, fuhren wir mit einer Kutsche an die Gartenstrasse, wo Dr. Bernheim seine Praxis hatte und wo ich elektrisiert und massiert wurde. Ich glaube, Dr. B. war der erste Kinderarzt, den es in Zürich gab. Vorher hatte mich Dr. Huber von der Klinik an der Asylstrasse von uns schräg vis-à-vis, dem jetzigen «Altersheim am Römerhof», betreut. Er hatte mir gegen meine Darmkoliken den oben erwähnten Fleischsaft verordnet, der aber nicht nur nichts nützte, sondern mich noch kränker machte. So wurde dann Dr. Bernheim mein «Lebensretter», wie mein Papa sagte. (Er verordnete mir das neu erfundene «Nestlé»-Mehl). Dann kam aber das Missgeschick mit der Kinderlähmung. Ich musste besondere Massstiefel mit eingebauter Einlage und verdickter Sohle tragen, denn das Bein wurde kürzer (resp. wuchs weniger), und morgens und abends $\frac{1}{4}$ Std. lang turnen. Auch Badekuren in Rheinfelden und Lavey sollten helfen (1909). Letzteres vermittelte mir meine erste Bekanntschaft mit der Rhône. Wir überquerten diese nämlich täglich, damit ich im Rhônesand spielen und «sünnelen» konnte (in den Hemdhosen). Die Brücke war für den Wagenverkehr gebaut. Reste von Ross- oder Maultierbollen und Kuhfladen lagen in den Brettervertiefungen; und

an einer oder zwei Stellen fehlte wohl gar ein Stück Holz, und man sah unter sich die graugrüne Rhône strudeln. Dann hielt ich Mamas Hand besonders fest und atmete auf, wenn wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten. An der Türe eines von Fliegen wimmelnden Kuhstalles trank ich allabendlich frisch gemolkene Milch mit herrlichem (Kuh-)Duft. Anschliessend an diese Badekur verbrachten wir noch drei Wochen mit Grossmama Jacob in Mayens de Sion; das war nun richtiges Wallis! Was mir offenbar auffiel, war die Kleinheit der Zimmer.

Die folgenden Sommerferien (meine ersten Schulferien) verbrachten wir in Vermala, oberhalb Montana, in einem einsamen Hotel inmitten herrlicher Alpweiden und kleinen malerischen Seen, wo Mama viel fotografierte. Wie einen grossen Rucksack trug sie den Fotoapparat und das Stativ überall hin mit. Die Platten waren in Holzkassetten versorgt (13 mal 18 cm), Filme gab es damals noch nicht. Ich erinnere mich an einen Ausflug, wo der Heimweg (in meiner Erinnerung!) stundenlang einer Bisse entlang führte und oft furchterregend abschüssig war. Oft trug mich eine gute Seele über die schwierigsten Stellen. Die Sommerferien 1911 waren die letzten im Wallis, nämlich auf dem Simplon. Es war ein sehr trockener Sommer, und in den fünf Wochen regnete es ein einziges Mal, bei einem Gewitter. Im Hotel wohnte u.a. ein englischer Maler **Sargent**, der Onkel Karli porträtierte (Bleistiftskizze).

Maler spielten, in meiner Jugend besonders, eine grosse Rolle. Da war **Hans Beat Wieland**, mit dem wir zusammen zwei Winterwochen auf der Lenzerheide im gleichen Hotel wohnten (1909/10). (Mama, Lisi, Grossmama und ich). Ich ging noch nicht zur Schule, hatte aber meine ersten Skis zu Weihnachten erhalten. Mama hatte für uns drei einen Skilehrer engagiert, jeden Morgen eine (oder 1^{1/2}?) Stunden. Er konnte nur Romanisch sprechen, aber er machte einfach alles vor, und nickte dann oder schüttelte den Kopf. Damals kaufte Mama das grosse Aquarell vom Winterwald, das im Wohnzimmer an der Asylstr. hing und jetzt bei Tante Greti in Jenaz im Treppenhaus hängt. Die Ölskizze mit dem einsamen Stadel unter der Stätzerhorn-

kette gab der Maler drein (Bergi). Ausserdem zeichnete er aus dem Kopf die Tiere, die ihr kennt (Elefant, Hund, Maus usw.) in Tante Lisis Skizzenbuch (hat Hans geerbt). Wir durften uns die Tiere aussuchen, die er zeichnen sollte. Damals fuhr im Winter noch keine Pferdepost auf die Lenzerheide (?), wenigstens fuhren wir in einem gemieteten Pferdeschlitten nach Tiefenkaasel hinunter, daran kann ich mich noch erinnern.

In den Frühlingsferien au Pô habe ich zum ersten Mal wieder seit langem Schneereifen (franz.: raquettes) anziehen müssen, um überhaupt im weichen Schnee nicht bis über die Knie einzusinken. Da fiel mir wieder ein, wie Grossmama (Lina Jacob-Hoffmann) s.Zt. in den Ferien auf der Lenzerheide mit dabei war und oft unseren Skistunden beiwohnte, dazu benutzte sie Schneereifen, die man damals häufiger sah als heute.

Der dritte Maler, den ich kennen lernte, war **Giovanni Giacometti**. Renette malte unter seiner Anleitung im Engadin (ab ca. 1916), vorher hatte sie in Davos bei Herrn Holper, einem Deutschen, gelernt. Das Bild von mir (fast von vorn) war das Geschenk zu Grossmamas 70. Geburtstag (19. Juli 1917). Ich bekam an Pfingsten 1917 einen (oder zwei) Tage frei, damit wir nach Stampa fahren konnten und Herr Giacometti Zeit zum Malen haben würde. Herr G. malte mich zuerst von vorn, nachher noch schnell im Profil, als Beigabe für Mama. Dieses Bild hing dann im Schlafzimmer in der «Vnette» in Davos.

Maler und Bilder haben in Papis und meinem Leben von Anfang an eine wichtige Rolle gespielt, weshalb ich das so ausführlich schildere. Im Winter/Frühling 1934 lud mich Papi manchmal zum schwarzen Kaffee ein: da hatten wir einmal im Sinn gehabt, im Kunsthaus die Giov. Giacometti-Ausstellung miteinander anzusehen. Als wir Anstalten machten, von der Zederstrasse, wo Papi damals wohnte, zur Ausstellung aufzubrechen, sagte er etwas verlegen, er habe eigentlich nicht so Lust hinzugehen. So blieben wir also an der Zederstrasse, und Papi fragte mich, nicht ob ich ihn heiraten wolle, sondern, ob ich mit ihm eine Familie gründen wolle. Und das haben wir dann also ge-

tan: und zu den fünf eigenen Kindern sind uns fünf Schwiegerkinder und 16 Enkel geschenkt worden. Und all dies Glück hat eigentlich mit Giacometti damals angefangen.

Neben der bildenden Kunst spielte an der Asylstrasse auch die Musik eine grosse Rolle. Greti spielte Klavier, später auch Cello, Lisi sollte Geige spielen lernen, aber sie schaffte es nicht, so lernte sie Klavier spielen. Papa war ein begeisterter Geigenspieler, hatte als junger Mann im St. Galler Theaterorchester mitgespielt, und Mama spielte bis ins Alter Klavier, mit Vorliebe Mozart. Grossmama Jacob war ja bis zu ihrer Heirat Klavierlehrerin gewesen und spielte bis fast zu ihrem Tode jeden Morgen auf dem Flügel; lange Jahre einmal pro Woche mit einem Berufsmusiker vierhändig. In der «Villa Jacob» standen im grossen Saal zwei Flügel. Als Kind war ich sehr oft in St. Gallen in den Ferien: als Karli Scharlach hatte, ein ganzes Vierteljahr lang (Ich ging damals noch nicht zur Schule). Grossmama war rührend mit mir, las mir Märchen vor, ging mit mir im Garten spazieren – er war riesengross, von der Rosenbergstrasse reichte er bis oben auf den Rosenberg. Oben stand ein Gartenhäuschen und eine Gigampfe – manchmal machte man auch eine Ausfahrt in der Kutsche. Ein Gärtner (Herr Fuchs) besorgte vollamtlich den Garten, er wohnte aber auswärts, während der Kutscher Jakob Rüdlinger mit Frau und Kind über dem Stall eine Wohnung hatte. Mily (die Tochter) war drei Jahre älter als ich. Wenn Grossmama mich ein wenig los haben wollte, suchte ich Mily auf oder sie kam in die «Villa» zum Spielen. Da hatte es z.B. ein riesiges Puppenhaus, auf vier Beinen stand es am Boden, gerade in der richtigen Höhe zum Spielen, mit Parterre, 1.Stock und Dachboden. – Auf dem grossen Rasen vor dem Haus stand (sie hing nicht, wie die heutigen, sondern man sass sich gegenüber) eine Schaukel, auch konnte man dort Krocket spielen. Zum Stall gehörte auch ein Gehege. Früher soll es ein Hühnerhof gewesen sein, ich kannte es nur als Auslauf für Jakobs Kaninchen. Wenn Mily zu Hause noch helfen musste, wartete ich unten bei den Kaninchen, da wurde es mir nicht langweilig. In der Remise standen viele verschiedene Fahrzeuge: ein Coupé für die Stadt (geschlossene Kutsche mit Fenstern, darin wurde man auch vom Bahnhof abgeholt oder fuhr dort-

hin; es gab zwar ein Tram, aber «man» fuhr nicht damit), ein Landauer (mit Dach aber offen, wenn es regnete, konnte man eine Lederdecke über die Knie ziehen); ein Breck, ein offenes Gefährt, mit dem Jakob nachmittags immer ausfuhr, um die Pferde zu bewegen, wenn sie sonst nicht gebraucht wurden; mindestens ein Schlitten. Wenn man im Schlitten ausfuhr, gab es an die Füsse eine Bettflasche im Stroh. In Mamas Jugend wurden die Pferde auch zum Reiten gebraucht, das habe ich aber nie gesehen, und während des ersten Weltkrieges nahm dann die ganze Pferdeherrlichkeit sowieso ein Ende. Die Pferde wurden für die Grenzbesetzung eingezogen, und später konnte sich Grossmama diesen Luxus nicht mehr leisten. Alles war viel teurer geworden, und wahrscheinlich hat Grossmama auch an ausländischen Wertpapieren Geld verloren. Aber Jakob behielt sie, nur musste er dann die Einkäufe zu Fuss machen (oder per Velo?). Er besorgte auch die Heizung in der Villa, und er reparierte vieles, wofür man sonst hätte einen Handwerker kommen lassen müssen. Nach Herrn Fuchs Tod besorgte er auch das meiste im Garten. Nun spielte also Grossmama regelmässig jeden Morgen eine oder anderthalb Stunden Klavier. Wenn ich Lust hatte, durfte ich zuhören, aber ich musste mich mäuschenstill verhalten. Wenn es mir zu lange dauerte, durfte ich auch hinausgehen, aber auf den Zehenspitzen, und die Türe durfte nicht gehört werden. Gerne ging ich dann zu Marie in die Küche im Kellergeschoss. Dort war es warm und gemütlich, wie ich mich auch an der Asylstrasse gerne in der Küche aufhielt. Damals wurde überall mit Kohle gekocht. Erst später gab es Gasrechauds (2 löchrig), worauf man schnell etwas wärmen oder auch kochen konnte, aber Gasherde mit Backofen kannte ich bis zu meiner Heirat nicht.

Meine Mutter war für Sport, Musik und bildende Kunst begeistert, und diese drei spielten im Elternhaus eine grosse Rolle. Vater spielte Geige, Mutter Klavier, die Geschwister halfen bald mit, ich bin mit klassischen Trios und Quartetten aufgewachsen. Als jüngste bewunderte ich die Künste meiner Geschwister, ohne aktiv mitzutun, ausser im Zeichnen, worin mich die Eltern auf meinen Wunsch später privat fördern liessen. Wir, besonders ich, waren oft den Dienstboten über-

lassen: liebe treue Seelen, die mich umsorgten und verwöhnten und an denen ich von Herzen hing. Auch fand ich etwas bei ihnen, das mir die Eltern nicht geben konnten, das war ihr Glaube. Die Eltern waren protestantisch getraut worden und hatten uns Kinder taufen lassen; das war damals nur ein kleines Fest zu Hause – das war alles. Sie gingen nicht zur Kirche, sie beteten nicht mit uns, auch die Grossmutter nicht. Eine Sabbatistin hütete mich sonntags, wenn die Familie ausflog und ich nicht mitkonnte, die eigentlichen Dienstboten waren katholisch. Sie alle gingen zur Kirche und nahmen ihren Glauben ernst, und als ich einmal sehr krank war, betete Grossmutter Marie mit mir. «Du musst nur beten, dann wirst Du gesund», sagte sie. «Du musst es nun auch allein tun, am Morgen und am Abend, und auch nachher, wenn Du wieder gesund bist, darfst du nicht aufhören.» Das war einfach und einleuchtend, und später vernahm ich, dass auch Heidi und alle anderen Spyri-Gestalten diese Hilfe erfahren hatten. In der Nachbarschaft hatten Lisi, meine Schwester, und ich lustige und phantasiereiche Spielgefährten, die für mich aber, die drei Jahre jüngere, oft zu wild oder gar zu schlimm waren. Die **Schule** wurde bei uns sehr ernst genommen. Vater war ein Demokrat, er teilte die Ansicht von vielen nicht, es schade uns, mit armen Kindern zusammenzukommen. Er hielt die Staatsschulen prinzipiell für die besten, eine Ansicht, die vor dem Ersten Weltkrieg gar nicht selbstverständlich war. Ich ging gerne zur Schule und strengte mich an, Gutes zu leisten, fand dort auch Freundinnen fürs Leben. Die ersten Jahre ging ich mit der späteren Tänzerin Trudi Schoop zur Schule. Sie konnte wie ein Wiesel rennen, und deshalb bewunderte ich sie, doch eng befreundet waren wir nicht. Eine wirkliche Freundin, die spätere Ärztin Meta Lutz, gewann ich in der Mittelstufe bei Herrn Winkler; und von da an war alles viel leichter zu ertragen (sie ist 1986 gestorben). So von der vierten Klasse an, wo ich ordentlich lesen konnte, machte ich mich dann von der Küche los und wandte mich den Büchern zu: Walter Scott (in Jugendausgaben) und andere historische Romane fesselten mich (nicht etwa Jungmädchengeschichten), und bei Grossmama verschlang ich Wilhelm Busch. Jede Ferien war er mir immer wieder die vergnüglichste Lektüre, und noch heute kann ich da und dort noch einen Vers auswendig.

Die Grippe im November 1918 hatte mich sehr geschwächt, deshalb durfte ich die Wintermonate im damals jungen Töchterinstitut Fetan verbringen. Es war eine herrliche Zeit, und der Eintritt in die Töchterschule fiel mir nicht leicht. Auch machten mir während des ersten Jahres der Konfirmandenunterricht und Glaubenszweifel zu schaffen. Keines meiner Geschwister hatte sich konfirmieren lassen. Mir gefiel aber der biblische Schulunterricht bei Pfr. Usteri und die Kinderlehre bei Pfr. Bachofner, auch der Konfirmandenunterricht bei Pfr. Keller. Trotzdem musste ich ihn enttäuschen: Ich war damals so sehr von den Naturwissenschaften begeistert, dass ich eine Konfirmation als unehrlich empfunden hätte. Ich meinte, nur das sei wahr, was wir erklären können. Erst ein schwerer Schicksalsschlag, 10 Jahre später, zeigte mir, dass wir Gott brauchen, und dass er uns in allen unseren Ängsten und Nöten Halt geben kann. Zu dieser Einsicht verhalf mir auch unser Latein- und Geschichtslehrer an der Töchterschule, Dr. Walter Hadorn. Er zeigte uns unermüdlich auf, welche wichtige Rolle im Leben das Irrationale spielt. Zu Hause hatte man uns – nach damals ganz modernen Ideen – nicht erzogen, sondern wachsen lassen. In der Töchterschule aber wurden die Mädchen bewusst zu verantwortungsbewussten Menschen geformt. Dafür bin ich heute noch dankbar.

Obschon ich mich zum Lehrerberuf hingezogen fühlte, gab ich Vernunftgründen nach und wollte Apothekerin werden. Dazu riet Prof. Schröter, dessen begeisterte Vorlesung über Alpenflora und die dazu gehörenden Exkursionen wir Freundinnen schon vor der Matur genossen. Mein erstes Studien- und «Wanderjahr» (1923/24) – ein Vorjahr zum Apothekerstudium an der ETH – verbrachte ich in Genf. Bei Prof. Chodat habe ich mikroskopieren, bei Prof. Collet den Saïève, Savoyen und das Wallis kennen und lieben gelernt. Nach der Erwerbung des Apothekerdiploms folgte ich dem Ruf einer englischen Freundin, die ich vier Jahre zuvor in Genf kennen gelernt hatte, und arbeitete mit ihr ein Jahr lang auf einem gepachteten Bauernhof («Pump-House»-Farm) in Sussex (Südengland). Nach all der Stubenluft in Apotheken, Hörsälen und Labors war es eine herrliche Zeit, verbunden mit der Natur und voller Abenteuer. Trotzdem wollte ich

nicht länger bleiben: Die Berge fehlten mir. Als ich mich, heimgekehrt, nach einer Stelle in einer Apotheke umsehen wollte, bot man mir das halbe Pensum in der Vertretung für unsern erkrankten Naturkundelehrer an der Töchterschule an. Ich nahm mit Freuden an und unterrichtete drei Jahre lang. Der Umgang mit jungen Menschen sagte mir enorm zu, und ich entschloss mich endlich, noch während der Vertretung, zum Lehrer-Beruf. Das Fehlende holte ich in zwei Studienjahren an der ETH nach, die Doktorarbeit bei Prof. Gäumann – Pflanzenkrankheiten – erforderte ein weiteres Jahr. Bald nach dem Dokorexamen heiratete ich im Sommer 1934 Johann Jakob Burckhardt, Mathematiker, damals Halbbassistent am mathematischen Institut der Universität Zürich und Hilfslehrer. Wir hatten uns drei Jahre vorher auf einer Hochtourenwoche mit Freunden in Zermatt kennengelernt. So wurde aus der St.Gallerin eine Baslerin. Das Matterhorn als alte Bekannte, imponierend steile Pyramide, sehen wir immer gern wieder, wenn wir von unserem Walliser Ferienhaus in die Höhe steigen, und denken an jenen ersten gemeinsamen Abend in Zermatt.

Fünf Kinder und ihre Ehepartner und 16 Enkel wurden uns geschenkt (später auch noch Urenkel): Sie sind stets unsere Freude gewesen, und wir sind dankbar, dass sie alle wohl geraten sind. Möge diese Welt, die Schweiz, auch für sie noch so viel Gutes und Schönes übrig haben, wie wir selbst es erleben durften. Niemand hat es immer leicht, auch wir haben es nicht immer leicht gehabt, aber mit Gottes Hilfe haben wir das Schwere tragen können.

Erinnerungen ihrer Kinder

Unsere liebe Mutter erzog uns Kinder mit Liebe und Sorgfalt. Während der Kriegsjahre, in denen Papa oft im Dienst war, setzte sie ihre ganze Kraft ein und brachte die Familie gut durch die schwere Zeit. Wir wohnten damals am Zeltweg im obersten Stock eines Hauses, das dem Mathematikprofessor Plancherel gehörte. Am Mittagstisch hatten wir eine Zeit lang zwei Töchtereschülerinnen. Während dieser Zeit pflanzten unsere Eltern Kartoffeln und Mais an, es war die Zeit der Anbauschlacht. Im Gang hing ein Jutesack mit selbstgeerntetem Mais, und in der Speisekammer stand ein Fass mit Sauerkraut. Nach Kriegsende zogen wir ins Haus an der Bergheimstrasse. Hier sterilisierte Mama Birnen, Apfelmus, Zwetschgen und Brombeeren aus dem Garten und kochte viele Gläser Konfitüre. Sonntags gab es dann jeweils Kuchen und Kompott zum Nachtessen. Am Zeltweg und in den ersten Jahren an der Bergheimstrasse hatte Mama die Hilfe eines Dienstmädchens. Schliesslich fand sie, es sei mehr Mühe als Hilfe und führte fortan den Haushalt alleine, oder gelegentlich mit einer Haushalttochter. Unsere Eltern bauten viele Spielsachen selber; am besten ist uns das selbstgebaute Puppenhaus mit Scharnierdach und selbstgebauten Möbeln in Erinnerung. Für die Geburtstage von uns Kindern backte sie immer einen Gugelhopf. An Weihnachten standen die geschnitzten Krippenfiguren unter dem Christbaum, und jedes Kind erhielt einen Teller mit selbstgebackenen Weihnachtsguetzli. Unzählige Pakete mit Lächerli, mit Kaffee und anderen Geschenken verschickte Mama an Bekannte und an Familien in den Bergen. Auf Weihnachten verfasste sie auch den Weihnachtsbrief, der an Freunde in aller Welt ging. Auch während des Jahres schrieb unsere Mutter viele und lange Briefe an Freunde, an die Kinder und später an die Enkel. Bis ins hohe Alter bewahrte sie ihre vorbildliche, ebenmässige Schrift, bei der es nie ein Problem der Lesbarkeit gab.

Mama hatte eine ausgesprochen didaktische Begabung. Sie und Papa bereiteten uns Kinder, meistens zusammen mit Alterskollegen, auf die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium vor. Papa unterrichtete

Mathematik, Mama Deutsch. Während der ersten Gymnasialjahre fragte sie uns unermüdlich die vielen lateinischen und anderen Vokabeln ab und erlebte mit uns diese Schulzeit. Sie bereitete auch zahlreiche Kinder von Freunden mit Erfolg auf das Gymnasium vor. Als die eigenen Kinder nach und nach das Haus verliessen, erteilte Mama Deutschkurse an verschiedenen Schulen und zu Hause; von uns Kindern stammt die Bezeichnung «Schule Bergheim». Mit vielen Schülern blieb sie in Freundschaft verbunden. Besonders anregend waren für sie die Englischkurse, die sie bis ins hohe Alter besuchte, und ihre englische Lektüre, der sie sich abends und an Sonntagnachmittagen widmete. Dabei strickte sie Socken und Pullover für die ganze Familie.

Zusammen mit Papa besuchte Mama drei Mathematiker-Kongresse. Anschliessend an denjenigen in Oslo unternahmen sie eine ausgedehnte Reise durch Norwegen. Die Kinder blieben in der Obhut der Grosseltern. Anschliessend an denjenigen in Edinburgh waren sie Gäste bei Alice und Archie MacNab in Killin, Schottland. In Amsterdam erneuerten sie die Freundschaft mit vielen lieben Freunden aus aller Welt. Einige von diesen besuchten uns in Zürich oder in Le Pô, mit andern blieb sie durch einen regen Briefwechsel verbunden.

In besonderer Erinnerung bleiben uns Kindern die Ferien. Die Frühjahrs-Skiferien verbrachten wir oft mit Mama in Bivio, damals ein kleiner Ort ohne Skilift. Wir machten Touren auf Cuolms und auf den Septimerpass. Im Aufstieg zogen wir die Skis über den hartgefrorenen Schnee, am Nachmittag fuhr Mama Telemark im weichen Frühjahrsschnee. Manche Nachmittage verbrachten wir geruhsam auf den schon aperen Wiesen am Ufer der Julia. In Erinnerung ist uns allen die intensive Frühlingssonne, die trotz Sonnenschutz, weissen Mützen und Zinksalbe auf den Lippen zu Sonnenbrand und abgelöster Haut führte. Als dann in Bivio der erste Skilift gebaut wurde, fand Mama eine neue Unterkunft in Radons, in einem Maiensäss auf der Alp Novai. Am Ferienende führte bei guten Schneeverhältnissen eine Tour über die Fuorcla Ziteil nach Tiefencastel.

Die Sommerferien verbrachten wir viele Jahre in Safien-Thal-
kirch. Dort bewohnten wir die Hälfte eines alten Walserhauses; in der
anderen Hälfte war die Pfarrersfamilie Möckli. Die ganze Familie
sammelte Pilze und Heidelbeeren. Mama kochte auf dem Holzherd
die Beeren zu Konfitüre ein. In den Kriegs- und Nachkriegsjahren
sammelten wir Tannzapfen, die in grossen Jutesäcken mit der Trans-
portgesellschaft SESA nach Zürich geschickt wurden und zum Hei-
zen verwendet wurden. Papa half beim Mähen und wir Kinder
manchmal beim «Zetten». Mama hat in diesen Ferien viel gelesen,
geschrieben und botanisiert. Uns Kindern gab sie ihre Freude und
Kenntnisse an den Alpenblumen weiter. Als wir in der Mittelschule
ein Herbar anlegten, half sie uns dabei. Ihr eigenes, reichhaltiges Her-
bar schenkte sie später der ETH. Tradition war das jährliche Zvieri
bei Herrn Schocher, dem Besitzer des Hauses, und seiner Mutter.
Eine Wanderung führte zur Familie Juon in Camana, die einen klei-
nen Bauernhof bewirtschaftete. Herr Juon arbeitete als Kunstmaler
und hat viele Jahre später die Porträts von Mama und Papa gemalt.
Mama war eine ausdauernde Bergsteigerin und hat zusammen mit der
Familie viele Touren auf die umliegenden Berge unternommen. Ab
1953 haben wir die Sommerferien im Wallis verbracht, zuerst in Saas-
Almagell, dann im Binntal und seit 1956 im Val d'Hérens. In Saas-
Almagell durften die älteren von uns zusammen mit Papa und einem
Führer die ersten Viertausender besteigen. Ein langjähriger Wunsch
von Mama ging in Erfüllung, als sich die Gelegenheit bot, in Le Pô
bei La Gouille ein Stück Land zu erwerben und darauf ein Ferienhaus
zu bauen. Es war Mama vergönnt, noch während 33 Jahren viel Zeit
dort zu verbringen; zuerst während Aufhalten im Frühjahr, Som-
mer und Herbst, später nur noch im Sommer. Sie liebte die Gegend
und die einheimische Bevölkerung und lernte den lokalen Dialekt. Im
Sommer 1995 erlitt Mama in Le Pô einen Hirnschlag und konnte das
Haus an der Bergheimstrasse nicht mehr verlassen. Obschon behin-
dert, verbrachte sie die letzte Zeit dank vorzüglicher Pflege schmerz-
frei und zufrieden. Am sonnigen Nachmittag des 20. Februar 1997
hörte ihr Herz auf zu schlagen.

Christoph, Brigitte, Heinrich, Elisabeth und Johann Jakob

